

Basel

## Podium zum Gazakrieg in Basel: Es geht auch ohne Krawall und Hass – das gibt Hoffnung

***Eine öffentliche Debatte im Münstersaal mit jüdischen und muslimischen Stimmen zeigte Alternativen auf zum Unvermögen, zivilisiert über den Nahostkonflikt zu sprechen.***

Oliver Sterchi

Diskutierten über den Gazakrieg: Imam Kerem Adıgüzel, Moderatorin Helene Aecherli, Unternehmerin Rachel Manetsch und EDA-Chefdiplomat Alexandre Fasel (v. l.).

Im prächtigen Basler Münstersaal an der Rittergasse ereignete sich am Donnerstagabend etwas, das man dieser Tage nicht mehr für möglich hielt: eine zivilisierte, empathisch geführte Debatte über den Gazakrieg. Ohne Krawall, ohne Parolen, ohne Hass. Stattdessen: besonnene Stimmen, darunter muslimische und jüdische, die das Leid auf beiden Seiten zu würdigen wussten, ohne in den primitiven Tribalismus eines «Wir gegen sie» zurückzufallen.

Es traten auf: Rachel Manetsch, Zürcher Unternehmerin mit israelisch-marokkanischen Wurzeln; Kerem Adıgüzel, Imam des progressiven Vereins Al-Rahman; sowie, quasi als Stargast, der Chefdiplomat im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA), Alexandre Fasel. Organisiert wurde die Podiumsdiskussion vom Verein Third Space, der sich nach dem 7. Oktober 2023 und dem Ausbruch des Gazakriegs konstituierte, um einen Raum zu schaffen, «in dem die Menschlichkeit aller Beteiligten anerkannt wird», wie es auf der Website heisst.

Diesem Anspruch wurde das Podium gerecht, mehr noch: Es zeigte auf, dass die Polarisierung der Gesellschaft in der Nahostfrage vielleicht doch nicht so scharf ist, wie der allgemeine Tenor auf den sozialen Medien befürchten liesse. Und dass es Hoffnung gibt auf Verständigung und Versöhnung.

### Keine Direktbetroffenen im Münstersaal

Einschränkend muss man sagen, dass auf dem Podium keine Direktbetroffenen der Gewaltspirale im «Heiligen Land» sassen, abgesehen von der Tatsache, dass die Schwester von Manetsch in Tel Aviv lebt und den Terrorangriff der Hamas am 7. Oktober aus nächster Nähe miterlebte. Die Frage, die in dieser milden Januarnacht im Münstersaal erörtert wurde, zielte denn auch primär auf die Debattenkultur in der Schweiz oder im Westen, der mit Distanz auf diesen Konflikt blickt – und wo trotzdem viele Leute eindeutige Meinung dazu haben.

Seit dem Terror des 7. Oktobers und der militärischen Reaktion der Netanyahu-Regierung häuften sich bei uns antisemitische Übergriffe. Krawallmacher sprechen Israel das Existenzrecht ab, während sie die Berner Innenstadt zerlegen. Sie tun das angeblich aus «Solidarität» mit der kriegsgeplagten, hungernden Bevölkerung in Gaza. Dabei nützt es den Menschen dort gar nichts, wenn Möchtegernrevolutionäre in der Schweiz Mülltonnen anzünden. Diese Einsicht scheint diese Aktivisten jedoch intellektuell zu überfordern – oder es ist ihnen schlichtweg egal, da es ihnen sowieso nicht um Palästina geht, sondern darum, das «System» zu «stürzen».

Dass man das Leid der palästinensischen Zivilbevölkerung anerkennen kann, ohne deswegen Israel das Existenzrecht abzusprechen, brachte Manetsch schön auf den Punkt, als sie bezogen auf das Jahr der israelischen Staatsgründung 1948 sagte: «Für die einen war es die Gründung eines Staates, und für die anderen war es eben die Vertreibung. Und man muss ja irgendwie anerkennen, dass das gleichzeitig passieren kann.» Das «Unvermögen», diese «Gleichzeitigkeit» anzuerkennen, sei für sie das «Schwierigste».

### Beim Gazakrieg gibt es nicht die eine Wahrheit

Chefdiplomat Fasel führte die starke Polarisierung in der Nahostfrage auf das Bedürfnis von Menschen zurück, sich an Weltbildern zu orientieren, die einfache Antworten auf komplexe Fragen bieten. Diesen Punkt unterstrich auch Manetsch: «Diese Debattierkultur, dieses kritische Hinterfragen haben wir verlernt.» Sie ortete einen «Wunsch nach Unterkomplexität».

Manetsch machte dafür auch Auswüchse der postkolonialen Theorie verantwortlich, die Juden konsequent den Platz von «weissen» Unterdrückern zuwies. Anhand ihrer eigenen Familiengeschichte zeigte sie die Absurdität dieser Annahme auf: Ihre jüdischen Grosseltern wuchsen in Marokko auf, zu Hause wurde Arabisch gesprochen. Trotzdem werde sie bezichtigt, eine «weisse Unterdrückerin» zu sein.

Wohltuende Worte kamen vom liberalen Imam Adıgüzel: Er plädierte im Münstersaal für eine Gesprächskultur des «Wohlwollens», bei der man dem Gegenüber auf Augenhöhe begegnet. Es brauche mehr Demut und die Einsicht, dass es die Wahrheit in vielen gesellschaftlichen und politischen Fragen nicht gebe. Wenn das nur alle so sehen würden.